

Rationalisierung der ganzen Lebens- und Weltanschauung, die von der kommunistischen Ideologie ausgeht. Bekanntlich sucht die Sowjetregierung das Sinken der Geburtenhäufigkeit durch Beihilfen an Kinderreiche, Prämien und Ordensverleihungen aufzuhalten. Einstweilen gewährleistet die stark gesunkene Sterblichkeit noch einen sehr hohen Geburtenüberschuß: 1955 – 17,2 je 1000 Einwohner, ein Überschuß, der allerdings wesentlich niedriger ist als der in südamerikanischen und vielen asiatischen Ländern.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß von der Akademie für Staatsmedizin in Hamburg und der Gesellschaft für Bevölkerungswissenschaft die wichtigsten Ergebnisse der Bevölkerungsentwicklung in der Sowjetunion nebst einer kritischen Analyse der sowjetrussischen Angaben in einer Denkschrift veröffentlicht worden sind. Außerdem ist „nur für den Dienstgebrauch“ vom Statistischen Bundesamt (Abt. III) eine umfangreiche Arbeit: „Zur demographischen Lage der Sowjetunion“ angefertigt worden.

Roderich von Ungern-Sternberg

Der stille Amerikaner

In der wieder auflebenden Auseinandersetzung über die Möglichkeiten und das Besondere einer christlichen Dichtung wird oft das Wort von Graham Greene angeführt, er sei Katholik und Dichter, aber kein katholischer Dichter. Dieses Wort ist ein Bekenntnis, das alle Leser seiner Werke überrascht, seit er sich mit dem Roman „Die Kraft und die Herrlichkeit“ in die vorderste Reihe jener Dichter gespielt hat, die christliche Stoffe behandeln. Sein neuestes Buch „Der stille Amerikaner“¹ lädt ein, sowohl die anstehende Frage zu behandeln wie auch ein besseres Urteil über die gesamte Kunst seines Verfassers zu gewinnen.

Greene, der gern seine Stoffe aus

einer ganz eigenen und fremden Welt holt und durch diese Einbettung besonders reizvoll wirkt, gestaltet diesmal Episoden des französischen Krieges in Hinterindien gegen die Vietnamesen. Saigon, Hanoi, die Reisfelder und Waldgebiete am roten und schwarzen Fluß sind der Schauplatz der Geschehnisse. Im Mittelpunkt steht Fowler, der Berichterstatter einer englischen Zeitung, der mit der Annamitin Phuong zusammenlebt. Der junge Amerikaner Pyle, der im geheimen Auftrag der USA in Saigon weilt, angeblich um die Handelsbeziehungen Amerikas zu fördern, in Wirklichkeit aber, um eine „dritte Macht“ militärisch zu unterstützen und amerikanischen Einfluß an die Stelle der Franzosen und der von ihnen bekämpften Eingeborenenmacht zu setzen, verliebt sich in das junge Mädchen. Er will sie heiraten und bittet, romantischer Träumer und offenerherziger Junge, der er ist, Fowler, seine Geliebte freizugeben. Dieser entschließt sich, von seiner in England zurückgebliebenen Frau, die er schon vorher verlassen hatte, die aber an der Ehe festhielt, wiederum die Scheidung zu erbitten, um dem sich nach einem endgültigen und gesetzlichen Familienleben sehnenden Mädchen die gleiche Stellung anbieten zu können. Das nach außen hin freundschaftliche Verhältnis der beiden Männer — Pyle wird der Lebensretter Fowlers; dieser läßt dem Mädchen die freie Entscheidung — wird im Innern mehr und mehr vergiftet. Der Engländer, der keine Stellung zum Krieg nehmen und nur reiner Beobachter des Kampfes Frankreichs um seine Herrschaft sein möchte, empört sich mehr und mehr über die kindliche Politik der Amerikaner, die ahnungslos den Eingeborenen vertrauen und ihren Freunden Sprengstoff zu Attentaten liefern. Eifersucht und politische Gegnerschaft verbinden sich in ihm zu einem einzigen Gefühl, aus dem heraus er Pyle an seine Gegner verrät, die ihn töten. Obwohl er seine Schritte zu verheimlichen wußte, ahnt die französische Polizei die Zusammenhänge. Die Frau Fowlers, die das Schei-

¹ 322 S. Wien 1956, P. Zsolnay. DM 14,50.

dungsangebot zuerst abgelehnt hatte, gibt nach längerem Überlegen ihren Mann doch frei. Diese Nachricht erreicht ihn, als Pyle tot ist. Obwohl er nun frei ist, verspürt er keine Liebe mehr zu Phuon, die nach dem Tod des stillen Amerikaners zu ihm zurückgekehrt ist. „Doch wie sehnte ich mich nach einem Wesen, dem ich hätte sagen können, daß ich das Geschehene tief bedauerte“, ist der letzte Satz des Buches.

Das Werk erzwingt sich zweifellos die Spannung des Lesers, so daß man das Wort eines Kritikers verstehen kann, der es den „besten Roman seit ‚Die Kraft und die Herrlichkeit‘“ nennt. Ist das richtig?

Die Spannung liegt zunächst im Stoff. Greene wählt immer Vorwürfe, die wegen ihrer Außerordentlichkeit die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Darin zeigt sich selbstverständlich die Begabung des Verfassers. Sie liegt aber doch auf jener Ebene, auf der auch die Kriminal- und Abenteuerschriftsteller ihre Stoffe suchen. Der Gegenstand, der Aufstand der Völker gegen den Kolonialismus, liegt in der Luft; dasselbe gilt für die Politik der Amerikaner, die, sei es um der Idee, sei es um ihres wirtschaftlichen Einflusses willen, den europäischen Völkern in ihren bisherigen Machtgebieten den Rang abzulaufen suchen. Auch die Weise der Kriegführung im Dschungel und in den Sumpfgeländen Hinterindiens befriedigen den Stoffhunger der Leser. Hinzu kommt noch die Zweideutigkeit der sittlichen Verhältnisse, die in ihrer Gestaltung durch Greene zur Eindeutigkeit werden und immer wieder in einen schwülen Naturalismus ausarten, der an Deutlichkeit schlecht überboten werden kann. Wir möchten nicht eine Weise der Erzählung als einzig möglich und wünschenswert halten, wie sie etwa Francis Jammes in seinem dankenswerter Weise wieder zugänglich gemachten „Der Pfarrer von Ozeron“² bietet. Aber es ist auch ein

Irrtum zu glauben, nur dann liebe der Dichter die Wirklichkeit, wenn er auch das Häßliche zur Darstellung bringe. Das Niedere und Gemeine dient nicht echter ästhetischer Erhebung. Viel schwieriger und darum des wahren Dichters würdiger ist es, das Gute darzustellen und jene Wirklichkeit, die auch der sündhafte Mensch als sein Bestes zu betrachten pflegt.

Wohl in keinem anderen Roman Greenes spielt dieses Niedrige eine solche Rolle wie hier. Aber im Vergleich und in der Rückschau erkennen wir, wie ihm der Verfasser immer einen verhältnismäßig großen Raum gewährt. Das gilt auch von der „Kraft und der Herrlichkeit“, vom „Herz aller Dinge“, von dem „Ende einer Affäre“ usw. Der Roman vom Schnapspriester hat zweifellos das Verdienst gehabt, eine gewisse falsche Geziertheit außer Kraft zu setzen und dem katholischen Leser zu zeigen, daß die Gnade Gottes auch im Sünder wirkt. Wir lernten, klarer Person und Amt zu trennen. Aber es macht doch nachdenklich, daß Greene sich immer zwischen Licht und Dunkel bewegt und in die Niederungen steigt, auch wo er religiöse Themen gestaltet. Ist es vielleicht so, daß der Verfasser, schon als er persönlich auf dem Weg zur katholischen Kirche war, diese Stoffe entdeckte, die wegen ihrer Ungeöhnlichkeit ihn selbst lockten und für die unsere Zeit seit Bloy anfällig zu sein scheint? „Der stille Amerikaner“ ist jedenfalls nicht von einem katholischen Dichter geschrieben. Man kann es sogar mit Fug und Recht bestreiten, daß ein Katholik ein solches Buch verfassen dürfte. Was schließlich den Dichter angeht, so ist alles, was wir bisher betrachteten, noch im Vorfeld der Dichtung. Er verrät nur ein starkes Gefühl für das, was zieht, um dieses Wort der Umgangssprache zu gebrauchen.

Das Dichterische werden wir in der Gestaltung suchen müssen. Greene läßt Fowler selbst erzählen. Er erreicht dadurch eine unleugbare Unmittelbarkeit seiner Mitteilungen. Der Kriegsberich-

² Ein Roman (212 S.) Köln 1956, Jakob Hegner. DM 13,80.

ter schreibt in der Rückschau, nachdem das ganze Drama abgelaufen ist; die Erkenntnis, die der Ausgang gibt, verleiht allem, was erzählt wird, ein besonderes Gewicht. Alles ist getragen von der Schwere des Schicksals, das die handelnden und leidenden Personen getroffen hat. Dieser Kunstgriff ist als solcher anzuerkennen, gehört aber zu den mehr äußerlichen Mitteln der Kunst und steht wesentlich auf der Stufe, auf der auch eine treffliche Stoffwahl einzuordnen ist.

Die Sprache des Dichters ist gewandt, hält sich an das Greifbare und Anschauliche, wechselt mit Erzählung, Schilderung und einem sicheren, knappen Dialog. Greene kann schreiben. Das Wort gehorcht ihm. Er ist einfallsreich und bringt dem Leser die Welt, in der Fowler lebt, nahe. Die Natur, die Art und die Umstände der Kriegführung, das Leben der Weißen in den Städten und im Frontbereich werden deutlich.

Auch in der Kunst der Charakterisierung kennt sich Greene aus. Er ist sparsam mit der Zahl der Personen, die er auftreten läßt. Mit Recht bleiben die meisten am Rand des Geschehens. Sie brauchen auch nicht mehr ausgezeichnet zu werden, als es geschieht. Im Mittelpunkt stehen drei Menschen, Fowler, Pyle und Phuong. Am deutlichsten wird der Individualist Fowler, der nur Reporter, kein Leitartikler sein will. So ist er auch in seinem Leben: Er läßt sich nicht von Grundsätzen leiten. Weder in seinem Beruf noch in seinen politischen Meinungen noch in seinem Gefühlsleben möchte er sich binden. Dem entspricht auch sein Unglaube. Gott und die jenseitige Welt sind für ihn nicht vorhanden. Er nimmt, was ihm gefällt, und setzt sich von dem ab, was ihn belästigen kann. Er hat keine Gewissensbisse, wenn er seine Frau betrügt, deren Festhalten an den Anschauungen der Hochkirche ihm unverständlich ist. Daß ihn schließlich Eifersucht und der Abscheu vor der den Mord an Unschuldigen herbeiführenden Politik der Amerikaner zur Stellungnahme zwingen, geschieht

eigentlich wider seinen Willen und beschwert ihn. Wenn er am Ende eine Aussprache sucht, so doch nur, um das Unangenehme los zu werden, nicht aber, um sich die Frage nach der rechten Haltung, die der rechten Ordnung entspricht, zu stellen. Der Mitmensch gilt ihm nur, insofern er etwas von ihm hat. Dieser Charakter oder Uncharakter ist vorzüglich gezeichnet.

Wesentlich schwächer erscheint Pyle. Ein jugendlicher Springinsfeld, nicht ohne Mut, mit Sinn für eine echte Lebensbindung, aber ohne Tiefgang, vertraut er seiner angelesenen politischen Weisheit und geht dabei zugrunde. Näheres erfahren wir nicht. Er ist schließlich das Opfer einer skrupellosen und wirklichkeitsfremden Politik seines Staates. Mehr bietet Greene nicht, und man fragt sich, ob Pyle trotz seiner Unerfahrenheit nicht doch einen tieferen Kern habe.

Erst recht scheint Phuong blaß charakterisiert. Sie ist wie eine Pflanze, sinnlich, voll kindlicher Neugier: Es wird zwar gesagt, daß sie einen Unterschied mache zwischen einer Gemeinschaft, die nur die Sinne befriedigt, die ihre Hingabefähigkeit ausnutzt, und der Stellung einer wahren Gattin. Aber wir finden kaum eine Andeutung, wie es eigentlich in ihrer Seele aussieht. Greene redet sich damit heraus, daß dem Weißen das Wesen der Eingeborenen unverständlich sei. Jedoch läßt die Tatsache, daß sie Fowler verläßt und sich Pyle anschließt, doch auf etwas Tieferes schließen, was der Dichter aber nicht ans Licht zu heben weiß.

Wenn eine auf dem Umschlag abgedruckte Kritik meint, Gott, der große Ungenannte, komme doch durch die letzte Türe hinein (die der letzte Satz öffnet), Greene liefere, soweit dies überhaupt möglich sei, einen negativen Beweis für seine Existenz, indem er auf wirklich erschütternde Weise das Vakuum schildere, das auszufüllen ihm vorbehalten bleibe, so können wir uns damit nicht abfinden. Das Vakuum eines grundsatzlosen Ichmenschen schil-

dert er zwar, aber ob es überhaupt und wie es richtig auszufüllen sei, davon können wir nichts in der Dichtung entdecken. Der gläubige Mensch wird zwar die Antwort wissen, der Dichter gibt sie nicht. Er läßt Fowler sagen: „Gott existiert nur für die Verfasser der Leitartikel“ (98). Das Schlußwort aber entstammt nur dem eigenen Unbehagen und sucht die Aussprache nur um des Ichs willen.

„Der stille Amerikaner“ hat seinen Wert als geschickt aufgebauter Sensationsroman. Er mag auch eine Art Polemik des Engländer gegen den wachsenden Einfluß und die Art Amerikas sein. Ebenfalls ist er eine dichterische Gestaltung der Psychologie eines genußsüchtigen Egoisten, für den die Welt und die Menschen nur so viel bedeuten, als sie ihm nützen, der sich nirgendwo grundsätzlich und menschlich binden kann. Die Gegenüberstellung des Informationspublizisten und des Leitartiklers ist dafür ein glückliches Bild. Wenn er, letztlich doch der Stimme der Natur gehorchend, einmal Partei ergreift und damit Gut und Böse, Recht und Unrecht unterscheidet, so geschieht es fast wider Willen. Er verursacht Unzufriedenheit mit sich selbst. Greene zeigt freilich, daß ein solches Leben nicht seinen Sinn und sein Genügen in sich habe und daß im Herzen ein Verlangen nach dem Mitmenschen entsteht, dem Mitmenschen, der in sich steht und als Eigenwesen dem bisherigen Egoisten notwendig ist. Weiter geht Greene nicht; er kann es auch nicht, würde vielmehr als Künstler sündigen, da er nichts anderes vorbereitet hat. Das ist sein volles Recht. Damit verschließt sich aber der Dichter einer höheren Welt, von der wir vorher nur ganz unglaubliche und unverbindliche Stücke erfahren (daß die verlassene Frau aus kirchlicher Überzeugung sich nicht scheiden lassen will, daß Pascal gelesen wird u. a.). Der Roman steht also unterhalb der Ordnung, die Gott anerkennt, erst recht unterhalb einer christlichen oder katholischen Ordnung. Dazu kommt in der Ausführung die, durch die innere Idee

des Romans gar nicht begründete, genüssliche Behandlung des Geschlechtlichen. Es ist nicht das erste Mal, daß man dies feststellen muß. Als einziges Beispiel führen wir „Das Ende der Affäre“ an, weil hier der gleichnamige Film, der dem Roman durchaus gleichwertig ist und nicht, wie gewöhnlich, ihn vergrößert und veräußerlicht, ohne jene Kraßheit auskommt, die das Buch durchzieht. „Der stille Amerikaner“ muß abgelehnt werden wegen seiner inhaltlichen Haltung; er bedeutet auch keinen künstlerischen Gewinn.

Das Buch muß auch in das Gesamtwerk Graham Greenes eingeordnet werden. Er will sein Dichtersein von seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und seinem Glauben getrennt wissen. So bestechend eine solche Unterscheidung klingt, scheint sie uns doch eine Scheinproblematik zu enthalten. Man hat gesagt, es falle wahrscheinlich einem Katholiken schwer, ein dichterisches Werk als bedeutungsvoll hinzunehmen, wenn es sich einer theologischen Rationalisierung entziehe, wie es bei Greene der Fall sei.³ Das ist nicht einsichtig. Wenn der Dichter die Wirklichkeit gestalten muß — das ist doch unbestritten —, ist es die Aufgabe jeden Kritikers, zu prüfen, ob in der Tat Wirklichkeit vorliege und ob sie gestaltet sei. Unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch der theologische Kritiker die Aussageweise des Lehr- und des Erbauungsbuches von der der Dichtung zu unterscheiden vermöge, ist er berechtigt, mit anderem das Ausgesagte zu prüfen und mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Ob er nun Dunkelheit oder Helle feststellt, die Daseinserfahrung muß Dasein enthalten.

Dies gilt auch bei dem Werk eines „Dichters, der Katholik ist“. Gerade das Christentum und der Glaube haben einen, den ganzen Menschen ergreifenden und sozusagen umwandelnden Charakter. Noch immer ist das Himmelreich

³ Vgl. Karlheinz Schmidhüs, Graham Greenes Katholizismus, in: Wort und Wahrheit 12 (1957) 39—51.

gleich einem Sauerteig, dessen Tätigkeit nicht eher zur Ruhe kommt, bis alles durchsäuert ist. Sollte nun nicht gerade der Dichter, dessen Tun wesentlich einen schöpferischen Akt darstellt, an dem sein ganzes Wesen beteiligt ist, nicht auch vom Glauben durchformtes Sein offenbaren? Dem Philosophen, der dieses „Agere sequitur esse — das Tun entspricht dem Sein“ als einen der ersten Sätze seiner Wissenschaft ausspricht, darf der Kritiker folgen, der das geschaffene Werk prüft und nach seinen Ursprüngen und seinem dichterischen Sein fragt. Es wäre allerdings falsch, von einem Dichter zu verlangen, daß er immer den ganzen Kosmos der Wirklichkeit zu gestalten habe. Auch der kleinste, abgelegenste, schlichteste Teil kann durch die Dichtung leuchtend werden.

Auf Graham Greene angewandt, folgt aus diesen Erkenntnissen nicht, daß wir an seinen Büchern das Maß seiner Katholizität und seine Rechtgläubigkeit in erster Linie messen wollten und dürften. Dies hat weniger der literarische als der theologische Kritiker zu tun, der den in dem gleißenden Licht des schönen Wortes stehenden und darum verführerischen Irrtum abwehrt. Der Theologe mag bei Greene finden, daß er einer falschen Sündenmystik in einzelnen seiner Werke zum mindesten nahekommt; doch glauben wir selbst auch als Theologen, daß er die Kraft und Herrlichkeit Gottes in der Erniedrigung so darstellt, daß er das Böse und die Sünde nicht einen „heiligen Einfall der göttlichen Liebe“ werden läßt, um ihre Barmherzigkeit zu offenbaren. Man wird auch jenen einfachen Grundsatz nicht übersehen, daß der Dichter in dem, was er seine Gestalten sagen läßt, nicht immer seine eigene Überzeugung vorträgt.

Um diese Erwägungen handelt es sich hier nicht. Wir müssen sein Dichtertum daran messen, ob er seinen Stoff so auslotet, daß er Wirklichkeiten schafft. Bei der Prüfung des letzten Werkes Greenes aber wird es vielleicht deutlicher als früher, wo der eigentliche

Ort seiner dichterischen Vorliebe und Begabung liegt. Hier spielt die Hinneigung zum Sensationellen und Auffallenden eine Rolle. Er sieht mehr auf die Wirkung als auf die Wirklichkeit. So trägt sein Werk, auch in der Art des Aufbaus und der Situationswahl ein stark intellektualistisches und rationalistisches Gepräge. Er ist wohl ebenso sehr von der Filmtechnik beeinflusst wie von literarischen Vorbildern. Kein Dichter schafft allein aus dem Unbewußten. Das Nachdenken liefert ihm vielleicht ebensoviel Worte wie die dichterische Schau. Aber diese allein bestimmt seinen Rang in der Kunst. Es scheint berechtigt zu sagen, daß Greene, dem die Zerstörungsgewalt des Bösen und seine Überwindung sicher zu den Grunderfahrungen gehört, in der Gestaltung nur zu einer begrenzten Leistung kommt. Die Psychologie der Zerrütteten, auch der gerade durch ihre Oberflächlichkeit Zerrütteten, der Halben und Umhergetriebenen, faßt er am besten. Hier wirkt er fast immer glaubhaft. Aber wenn es um die Einbettung in das Absolute, in das Ringen um den letzten Sinn geht, weicht er gern in das Außerordentliche der äußeren Situation aus, in der der Schein das mangelnde Sein verdeckt und ersetzt. Das zeigt sich auch besonders in der Behandlung der Liebe, die bei ihm allzusehr Leidenschaft und nicht Wesen der menschlichen Person ist, die aber in ihrem Urgrund Ebenbild der göttlichen Liebe ist und darum nie widergöttlich und gottfeindlich sein kann. Graham Greenes Werk bleibt weit oberhalb dieser Wirklichkeit. Es mag hart sein, soll aber trotzdem ausgesprochen werden, daß man den Eindruck haben kann, die Einführung Gottes, der übernatürlichen Welt der Offenbarung, der Kirche in sein Schaffen sei auch um der Zeitnähe und der sich daraus ergebenden Wirksamkeit willen erfolgt und entspringe nicht allein der Schau der Dinge. So kann auch ihre dichterische Gestaltung nur unvollkommen sein, fast bis zur Fragwürdigkeit.

Hubert Becher SJ